

Eisenbahn und Sprache

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **2 (1918)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des

Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen werden den Mitgliedern jeden Monat unentgeltlich geliefert.
Durch die Post bezogen kosten die Mitteilungen jährlich 6 Fr. mit und 3 Fr. ohne Beilage.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Rüschnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Veranstaltung: Bubenbergrasse 10, Bern. Druck: G. Iseli, Bern.

Eisenbahn und Sprache.

Einen Schutzwall gegen die von Norden her drohende geistige und politische Ueberfremdung der deutschen Schweiz hat einer unserer Staatsmänner kürzlich unsere schweizerdeutsche Mundart genannt und damit gewiß Begeisterung geweckt bei den schwärmerischen Freunden dieser unserer Muttersprache, bei Kennern der Verhältnisse aber wohl eher Bedenken; denn wenn unsere geistige Unabhängigkeit nicht sicherer begründet ist als dieser „Schutzwall“, so steht es schlimm mit ihr. Wohl ist uns das Schweizerdeutsche noch in allen Ständen Sprache des persönlichen Verkehrs, aber früher war es eben mehr als das, und allerlei Anzeichen sprechen dafür, daß es vielleicht auch das nicht mehr gar lange sein werde, daß es verschwinde.

An zwei an sich unbedeutenden Einzelfällen läßt sich beobachten, wie wir Deutschschweizer, auch wenn wir ganz unter uns sind, mundartliche Formen allmählich opfern zugunsten der schriftsprachlichen. Die Beispiele stammen freilich aus dem Gebiete der Eigennamen und können daher nicht in jeder Beziehung als bezeichnend gelten für die gesamte Mundart, aber zur Sprache gehören sie eben doch auch, und gerade an diesen Beispielen von Ortsnamen läßt sich ein Hauptgrund des Aussterbens mundartlicher Formen beobachten: der heutige Verkehr, und sein Hauptmittel: die Eisenbahn, aber auch die menschlichen Schwächen, die von innen her unterstützen, was äußerer Zwang mit sich bringt: Bequemlichkeit und Eitelkeit. Der Eisenbahnverkehr richtet sich nach dem gedruckten Fahrplan, die Sprache dieses Fahrplans ist natürlich schriftdeutsch; wir schreiben und drucken auf Papier, und man kann sagen, die Sprache des Bahnverkehrs sei papieren. Das macht sich geltend sowohl in der lautlichen Form der Ortsnamen als in ihrem Gebrauch im Sprachbau.

Zunächst eine Papierblume der ersten Art, ein Beispiel, das dem Verfasser zufällig nahe liegt. Wer aus dem blühenden toggenburgischen Dorfe Flawil stammt, dessen schriftdeutsche Namensform und ungefähre Lage heute doch fast jeder Schweizer von durchschnittlicher Volksschulbildung kennt, der wird auf die Frage nach seiner Herkunft stolz antworten: „Vo Flawil“, mit langem, offenem o, wie es der Ostschweizer spricht in Obod, Schof, Stroß, (also ja nicht etwa geschlossen wie im Namen jenes zierlichen Kerbtierchens), und mit dem Ton auf der ersten Silbe. Dieses freudige Bekenntnis erweckt vielleicht beim Bürger einer Nachbargemeinde ein ihm nur allzu verständnisvolles Lächeln: „So sol,

vo Flöbel“ (das o wie in Flöwil), aber außerhalb der Ostschweiz, schon in Zürich, begegnet es merkwürdig verständnislosen Gesichtern, bis es einem der welterfahreneren oder gebildeteren Zuhörer, etwa einem Geschäftsreisenden oder Lehrer aufdämmert: „Uha! Vo Flawil“, mit kurzem a in der ersten und dem Ton auf der gedehnten zweiten Silbe. Und der wackere Flawiler, also „korrigiert“, bestätigt entgegenkommend: „Ja, vo Flawil“, also mit langem a und dem Ton auf der ersten Silbe; aber ein bißchen ärgert's ihn doch, den heimelig klingenden Namen seines Heimatortes so „verpapiert“ oder „verschwäbel“ zu hören und dabei selbst ein wenig mithelfen zu müssen; er weiß doch, was „richtig ist“ und „wie man sagt“. Uebelnehmen aber darf er's natürlich nicht; denn die andern können nichts für diesen „Fehler“, ja er macht es selber ganz ähnlich, wenn er einen Eidgenossen, der sich von Burdlef erklärt, „verbessert“: „Ach so! vo Burgdorf!“

Wir haben also von einem einzigen Namen gleichzeitig vier Formen im mündlichen Gebrauch, der Vertraulichkeit nach geordnet: Flöbel, Flöwil, Flawil, Flawil. Die erste klingt dem Flawiler nur zu vertraulich, geradezu etwas verächtlich, man hört sie auch nur noch ganz selten und wohl nur in besonders freundlich gesinnten Nachbargemeinden. Z. B. pflegte ein kürzlich verstorbenen alter Hofauer — zu diesen Leuten war das Verhältnis aus Gründen des Glaubens früher besonders „freundnachbarlich“ — zu erklären: Wenn die Stickerie (die Hauptindustrie Flawils) gut geht, so sagt der Flawiler, er sei „vo Flawil“; geht sie schlecht, so ist er „vo Flöbel“. — Die am Orte selbst und auch in der nähern und weiten Umgebung noch durchaus herrschende Form ist Flöwil, aber schon im Zürichbiet sagt man meistens Flawil, und im Verkehr mit solchen Leuten sagt auch der Flawiler Flawil, mit dem Stammlaut a des Fremden und der einheimischen Betonung auf der ersten Silbe. Flöbel ist entstanden aus Flöwil durch nachlässige Aussprache, Flawil ergab sich, indem man nach dem Schriftbilde sprach und in Anlehnung an die zahlreichen wirklich auf wil betonten Namen die Betonung verlegte (es sind freilich meistens dreisilbige, aber diese sind häufiger, und unter ihnen sind einige besonders wichtig; die zweisilbigen werden meistens auf der ersten Silbe betont); Flawil endlich ist das Ergebnis eines „Verständigungsfriedens“ zwischen dem einheimischen Flöwil und dem fremden Flawil. Aber beide Formen mit a muten den „rechten“ Flawiler steif und kalt an, er friert fast ein wenig bei ihrem Klang. Wer hat die fremde Form gebracht?

Man sollte doch meinen, im schweizerdeutschen Gebrauch herrsche die Form eines Namens, die am Orte selbst und in seiner Umgebung gebräuchlich sei, und früher war das auch so; ja die mundartliche vermochte sogar in neuerer Zeit die schriftsprachliche gelegentlich noch zu verdrängen; z. B. erzählt Ulrich Bräcker, der „Arme Mann im Todenburg“, um 1780, er sei von Serisau über Flöhweil nach Schaffhausen gewandert.

Solange der Verkehr mehr persönlich, mehr von Mensch zu Mensch vor sich ging, solange nahm auch der Fremde die Form an, die die „Eingeborenen“ brauchten. Als dann aber die Eisenbahnfahrpläne erschienen mit den langen Listen von Stationsnamen, die dem Reisenden so viel bedeuteten wie eine Ziffer oder ein Buchstabe aus dem ABC, als man so in seinen Sitz gelehnt im Vorbeifahren die Namen vom Bahnhofsgebäude ablesen konnte, als man sie mehr durch das Auge statt wie bisher durch das Ohr kennen lernte, da prägte sich natürlich die schriftliche Form mit a ein, und durch die Anlehnung an „falsche“, zufällig naheliegende Muster verschob sich die Betonung.

Selbstverständlich ist daran nicht die Eisenbahn allein schuld; doch hätte sie den Umschwung auch allein zustande gebracht. Der übrige Verkehr hat aber im gleichen Sinne gewirkt: wer den Namen nur oder zuerst auf den Briefköpfen von Geschäftshäusern las oder auf Briefanschriften schrieb oder im Telephonabonnentenverzeichnis sah, der machte es natürlich gleich, und sehr stark hat gewiß in derselben Richtung der erdkundliche Unterricht der Volksschule gewirkt, wo Lehrer und Schüler die Namen meist bloß aus Landkarte und Lehrbuch, nicht aus dem lebendigen Verkehr kennen.

Vorläufig herrscht nun freilich die papierene Form erst bei den Außenseitern, aber es ist möglich und vielleicht sogar wahrscheinlich, daß sie allmählich am Orte selbst und in seiner Umgebung eindringt. Denn der zunehmende Fernverkehr bringt es mit sich, daß auch der Flawiler im mündlichen Gebrauch den „Fremden“ aus Zürich, Bern und Basel gegenüber die Form Flawil zu brauchen beginnt oder wenigstens Fläwil, weil die einheimische, „bodenständige“ im weitern Verkehr unverständlich ist. Doppel- oder gar Dreisprachigkeit dürfte ihm in einem solchen Falle aber auf die Länge un bequem fallen, und so geht er von Flöwil zu Fläwil oder Flawil über, und seine Familie, seine Geschäftsangestellten machen's nach. Ja, es ist nicht undenkbar, daß heute schon einzelne Flawiler und Flawilerinnen die fremde Form als die vornehmere empfinden, nicht gerade weil sie der Schriftform näher steht, sondern weil alle Auswärtigen, alle Fremden so sagen, z. B. jener nette Herr, den „sie“ in Bern oder Basel kennen gelernt hat „damals“. Was also die Fremden ohne jede eigene „Schuld“ veranlassen, sofern man von Schuld hier reden kann und mag, das wird von den Einheimischen noch unterstützt, ebenfalls ohne „Schuld“, wenn auch hie und da etwas Bequemlichkeit oder Eitelkeit mitspielen mag; dazu kommen die starke Zuwanderung auf der einen, Abwanderung und Aussterben einheimischer Bürgergeschlechter auf der andern Seite, und vielleicht erinnern sich schon in fünfzig Jahren nur noch ältere Leute daran, daß Flawil einmal Flöwil hieß.

Freilich — zum Troste für den, der dessen bedarf — ist dieses „Neueste“ wenigstens zum Teil (in bezug auf den Laut a) zugleich das Älteste, denn die Form mit a stammt ja aus der Schrift, und die Schrift hat sie nur, weil auch einmal a gesprochen wurde. Die ältesten Urkunden (9. Jahrhundert) schreiben Flahinwilare und

Flawilare u. dergl. Erst später ging das Ostschweizerische dazu über, aus langem a ein langes, offenes o zu machen: aus Abend Obed, aus Nadel Nodle; so wurde auch aus Masinang Moslig (heute geschrieben Mosnang), aus Magolsberg Mogelsberg (heute mit kurzem o; die Mogelsberger wollen mit dem Mogeln, das übrigens aus der Gaunersprache stammt, nichts zu tun haben). In einigen Wörtern ist sogar die Schriftsprache denselben Weg gegangen: mittelhochdeutsch äne ist zu ohne, Mane zu Mond und daher auch Manot zu Monat geworden. In der „modernen“ Aussprache mit a wird also nur der ursprüngliche Zustand wiederhergestellt, der Kreislauf geschlossen; in der Betonung freilich wird durch Anlehnung an ein falsches Muster etwas Neues geschaffen. So verwischen sich auch in der sprachlichen Entwicklung Altes und Neues, Regelmäßiges und (scheinbar) Zufälliges zu einer anfänglich seltsam klingenden, bunten Mannigfaltigkeit.

Wie gesagt, der Name Flawil soll nur ein Beispiel sein für Duzende oder Hunderte von ähnlichen Fällen. Diese Vorgänge zu beobachten hat doch auch seinen Reiz, denn auch da ist Leben, und auch da wirken Kräfte nach bestimmten Gesetzen. „Zu tun“ ist da freilich nichts oder nur wenig; denn die Mächte des Verkehrs sind heute stärker und zum Teil auch berechtigter als die der Gewohnheit, und diese Gewohnheit ist ja manchmal gar nicht so sehr „geschichtlich berechtigt“ und „bodenständig“, wie es scheint. Nur wo Bequemlichkeit und Eitelkeit im Spiele sind, könnte man vielleicht manchmal doch etwas tun, wenigstens in Familie und Schule; das sind doch auch starke Mächte. Aber man wird mit Vorwürfen sparsam sein müssen und es keinem Degersheimer übelnehmen, wenn er außerhalb eines gewissen Ortskreises nicht mehr sagt, er sei von „Legerse“, denn es ist todsicher, daß er doch nicht verstanden würde, und wer wollte es einem „besseren“ Töchterchen von Moslig übelnehmen, wenn sie erklärt, sie sei von Mosnang, denn der „richtige“ Name klingt doch wohl etwas geringschätzig, Mosnang sieht jedenfalls „interessanter“ aus und kann wenigstens bei Postbeamten und Lehrern den Anspruch erheben, daß sie ungefähr die Lage des Seehafens kennen. Es braucht ja auch nicht immer Eitelkeit zu sein — obschon Personennamen uns menschlich näher liegen — wenn einer sich Baumann nennt und nicht Bume, wie er doch schweizerdeutsch eigentlich heißt, aber daß Baumann etwas vornehmer klingt als Bume, wird ihm nicht unangenehm sein.

Im Falle Flawil handelt es sich aber schließlich nur um Laute, und bloße Laute sagen uns wenig oder nichts; darum geht auch da nicht viel verloren. Schlimmer ist die Bepapierung der Verkehrssprache in andern Fällen, wo wirkliche Gedanken und Vorstellungen verloren gehen, wo es wirklich schade ist, wenn ein Name, der eine offensichtliche Bedeutung hat, vielleicht noch eine recht anmutige, zur Rolle einer bloßen Nummer oder irgend eines Buchstabens aus dem ABC herabgedrückt wird. — Ein Vorort von Zürich heißt Tiefenbrunnen; ein älteres Ortsverzeichnis meldet zu diesem Namen: „Gasthaus mit Tanzsaal“! Ursprung und Bedeutung des Namens sind sofort jedem klar, der sich einen Augenblick darauf besinnt: da muß einmal ein tiefer Brunnen gewesen sein. Natürlich antworten solche Namen im Sage meistens auf die Frage wo? oder wohin? Man ging „zum tiefen Brunnen“ oder saß beim „tiefen Brunnen“, „trank aber nit“ immer vom Brunnen; denn dabei war ja eben das Wirtshaus „zum Tiefen Brunnen“, man ging also „in den Tiefen Brunnen“ (d. h. ins Wirtshaus zum ...) und saß „im“ Tiefen Brunnen (d. h. im Wirtshaus zum ...).

Vom Wirtshaus ging der Name auf die Ortschaft über; das Wörtchen in stimmte da freilich noch weniger als beim Wirtshaus, aber durch den bestimmten Artikel wurde doch die Vorstellung vom Brunnen immer wieder wachgerufen und wachgehalten, und so sagt man dortzulande heute noch. Doch seit die rechtsufrige Zürichseebahn fährt und „Tiefenbrunnen“ eine Station daran geworden ist, heißt es für alle, denen der Ort bloß ein Punkt in der Welt ist, wo der Zug — nach ihrer Meinung völlig überflüssigerweise — wieder anhält, eben „in“ Tiefenbrunnen und „nach“ T.; sie denken dabei genau so viel, wie wenn es hieße Haltestelle Nr. 3 oder Station c auf Linie D oder so was. Es ist, wie wenn diese einfältigen lebendigen Namen, deren ursprüngliche Bedeutung im Saubau des dortigen Ortsgebrauches immer noch ein wenig nachklingt, im heutigen Verkehr versteinerten, wie wenn das in ihnen noch schlummernde Leben durch die Maschine ertötet würde. So geht's überall: Der Rüsnachtler steigt im Goldbach aus, der Fremde, schon der Stadtzürcher, in Goldbach; aufs Rönli steigt der Töftaler vom Steg aus, der städtische Sonntagsausflügler vom Steg aus; der Töftaler geht vom Saland auf den Sternenberg, der Fremde von Saland („Ach! Martin Saländer! Wie interessant!“) nach Sternenberg; der Appenzeller ins Rehtobel oder in die Grueb, der städtische Ausflügler nach Rehtobel oder nach Grueb. In Zürich wohnen ältere Leute noch etwa „an der obern“ oder „untern Straße“, aber die meisten in Ober- oder Unterstraf. Man kann also wohl sagen, der Verkehr wirke da sprachlich verblödend.

Für den verständnisvollen Gebrauch dieser Ortsnamen könnten Haus und Schule vielleicht doch etwas tun, und wenn sie auch diese Namen vor der geistigen Verfassung nicht retten werden, so verschafft doch schon der Hinweis auf solche Kleinigkeiten hie und da ein Freudelein, das mindestens so wertvoll ist als manches „sportliche Ereignis“, über das die Tagesblätter breitspurig berichten; denn man empfindet doch jedesmal ein Lustgefühl, wenn man wieder einen Sinn entdeckt hat, und manch ein vergnügtes „Jaso! Uha!“ verdankt seine Entladung einer solchen Entdeckung. — Die Verkehrsanstalten selbst sind ja auch da meistens unschuldig an der geistigen Verarmung, aber hie und da leistet bürokratische Gedankenlosigkeit oder gar Eitelkeit doch mehr als nötig. Bei Rüsnacht liegt die Häusergruppe und Dampfboothaltestelle Goldbach; es gibt aber auch eine Bahnstation Goldbach im Emmental. Auf Briefumschlägen muß man natürlich andeuten, welches von beiden gemeint sei, oder ob gar noch ein anderes; wer aber zu Schiff von Zürich herauffährt, wird schwerlich im Zweifel sein, ob er Goldbach bei Rüsnacht oder das bernische oder das luzernische Goldbach vor sich habe; die Aufschrift Goldbach würde also dem Verkehr vollkommen genügen; aber nein: dem Bürokraten genügt's nicht, „es“ heißt nun einmal „Goldbach (Rüsnacht)“ im Ortsverzeichnis, und drum soll es auch so an der Haltestelle angeschrieben sein! Was geschieht nun? Es kommt vor, daß der Gegend ganz Unkundige, die nach Rüsnacht wollen (etwa um die Hohle Gasse zu besuchen!), beim Anblick des Namens Rüsnacht, wenn er auch nur in Klammer steht, aussteigen; denn den Sinn dieser Klammer können sie doch nicht anders deuten, als daß das eben eigentlich Rüsnacht sei, daß die Haltestelle aber Goldbach heiße. Nur immer hübsch „korrekt“!

Der Schriftleiter ist dankbar für die Mitteilung weiterer Beispiele für drohende oder bereits eingetretene Verblödung solcher Ortsnamen.

Von der Berner Hochschule.

Im Großen Rat und in der Presse verlangen die Welschen eine Vermehrung der französischen Lehrstühle an der Hochschule in Bern. Sofern die Lehrer des welschen Kantonssteils in Bern studieren müßten, sollte natürlich ihren Bedürfnissen Rechnung getragen werden. Aber der ganze Ton, in dem diese Forderungen erhoben werden, läßt darauf schließen, daß man es einfach mit einem Vorstoß gegen die deutsche Hochschule Berns zu tun hat: die gegenwärtigen politischen Spannungen werden dazu benutzt, um den welschen Einfluß so hoch wie möglich zu tragen. Es ist doch zu bedenken, daß — Freiburg als halb deutsch, halb französisch gerechnet — die deutsche Schweiz für ihre mehr als 2½ Millionen Einwohner drei und eine halbe Hochschule hat, die welsche für ihre nicht 800,000 Einwohner ebenfalls drei und eine halbe Hochschule. Ist es da wirklich richtig, daß auch Bern noch ganz doppelsprachig ausgebaut werde? Wo in der Welt gibt es überhaupt ein Gebiet, das so viele Hochschulen zählt wie die welsche Schweiz? Wir mögen ihnen diesen unwirtschaftlichen Luxus gönnen, tragen sie doch selbst die Kosten wie auch den — Schaden; aber wir sehen nicht ein, weshalb auch unsre deutschen Hochschulen noch für welsche Bedürfnisse eingerichtet werden sollen.

Bl.

Aus der Presse

In der Genfer „Tribune“ wird geklagt über die Expansion allemande au Tessin, an der zum Teil der „deutsche Sprachverein“ schuld sei; ein Misogger Blatt unterstützt lebhaft Prof. Salvionis vergebliche Bemühungen, die Engadiner als eine Art Italiener zu erklären; anderswo beschwert man sich über die Sprache auf den amtlichen Briefkästen. Wichtiger ist die Frage des Kantons Jura, über die u. a. die „Basler Nachrichten“ am 5. Brachmonat berichteten. Sie ist ja vor allem eine Sprachenfrage; sie hängt auch zusammen mit der Berner Hochschulffrage. Im bernischen Großen Räte hat der jurassische Abgeordnete César bekanntlich Ende März eine Anfrage eingereicht, in der er die Vermehrung der französischen Lehrstühle an der bernischen Hochschule verlangt. Wenn man die Sache lediglich innerhalb der Kantons Grenzen betrachtet und nicht mit etwas weiterem Gesichtskreis (wie der Beitrag von Bl. in dieser Nummer), so erscheint ja vieles berechtigt, aber der Redner schlug dabei so wundervolle Töne der Verbrüderung an und klagte so beweglich über „le Kantönligeist“ der Welschen, daß zu den Stimmen, die die Trennung verlangen, ein seltsames Klangverhältnis entsteht. Wem soll man glauben?

Als im Jenner der preußische Finanzminister dem Abgeordnetenhaus statt des üblichen „Stats“ einen „(Staats-) Haushaltsplan“ vorlegte und die preußischen Ministerien amtliche Verdeutschungslisten einführten (unter ausdrücklichem Dank für die Mitarbeit des Sprachvereins), da glaubte die Berliner Akademie der Wissenschaften im Namen der Kultur (Fremdwortreichtum sei „geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache“) einschreiten zu müssen, und ihr Gutachten spielte kürzlich ein Schriftleiter der N. Z. Z. aus gegen Engels neuestes Buch „Entwelschung“. Es ist freilich nicht schwer, aus einigen Tausend Verdeutschungen einige wirklich ungeschickte herauszuklauben oder ganz gelungene so anzuordnen, daß sie als mißlungen erscheinen müssen. Wenn von solcher Stelle aus die Verdeutschungs-